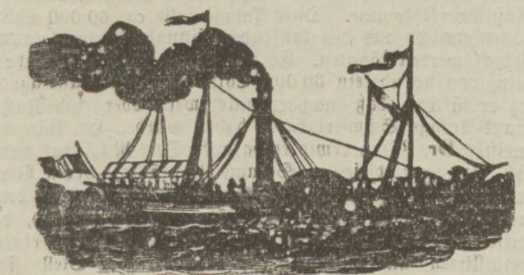
Danziger Dampfboot.

№ 86. | 1869.

Mittwoch, den 14. April. | 40ster Jahrgang.



Das „Danziger Dampfboot" erscheint täglich Nachmittags 5 Uhr, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Abonnementspreis hier in der Expedition Portechaisengasse Nr. 5, wie auswärts bei allen Königl. Postanstalten pro Quartal 1 Thlr. — Hiesige auch pro Monat 10 Sgr.

Inserate, pro Petit-Spaltzeile 1 Sgr.
Inserate nehmen für uns außerhalb an:
In Berlin: Retemeyer's Centr.-Ztgs. u. Annonc.-Büreau.
In Leipzig: Eugen Fort. H. Engler's Annonc.-Büreau.
In Breslau: Louis Stangen's Annoncen-Büreau.
In Hamburg, Frankf. a. M., Berlin, Leipzig, Wien u. Basel: Haasenstein & Vogler.

Telegraphische Depeschen.

München, Dienstag 13. April.

In der heutigen Sitzung der Abgeordnetenkammer wurde der Gesetzentwurf über die neue Maaß- und Gewichtsordnung, den Beschlüssen der Reichsrathskammer entsprechend, angenommen, so daß demnach eine Uebereinstimmung mit der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes erzielt ist.

Florenz, Montag 12. April.

Die Deputirtenkammer ist heute wieder zusammengetreten. Der Kriegsminister legte einen Gesetzentwurf, betreffend die Armeereorganisation, vor. Der Finanzminister Graf Cambray Digny kündigte seinen Finanzbericht für den nächsten Montag an. — Die Kronprinzessin Margaretha befindet sich in interessanten Umständen und wird, dem Wunsche der Neapolitaner gemäß, ihre Niederkunft wahrscheinlich in Neapel abwarten. — Der König wird am 17. seine Reise nach Neapel antreten.

Rom, Montag 12. April.

Der „Giornale" meldet: Außer den Gratulationen der durch Gesandte vertretenen Monarchen empfing der Papst die Glückwünsche der Souveräne von England, Preußen, Rußland, Württemberg, der Kaiserin von Mexiko, von Isabella, dem Prinzen von Asturien und dem Großherzog von Toscana.

Madrid, Dienstag 13. April.

In der gestern abgehaltenen Versammlung der Progressistenpartei wiederholte Prim, daß er niemals die Hand zur Restauration der Bourbonen bieten werde; er fordere die Anhänger der Revolution auf, sich fester aneinander zu schließen, um die Freiheit zu retten.

Lissabon, Montag 12. April.

Alle Zeitungen sprechen sich tadelnd über die Fassung des Telegramms aus, in welchem König Ferdinand die spanische Krone ablehnt.

Paris, Dienstag 13. April.

Ein kaiserliches Schreiben vom 12. d. an den Minister Rouher spricht sich über die Feier am 15. August (hundertjähriger Geburtstag Napoleons I.) aus und sagt: Die beste Art und Weise, nationale Jubelfeste zu begehen, dürfte darin bestehen, den alten Kampfgenossen des Kaisers ein besseres Auskommen zu gewähren; deshalb soll die Consignationskasse angewiesen werden, die lebenslänglichen Pensionen der alten Soldaten zu erhöhen. Die von der Kasse hierdurch gewährten Vorschüsse sollen aus einem durch die Kammern auf mehrere Jahre zu gewährenden Credit gedeckt werden. Vom 15. August ab soll jeder ehemalige Soldat der Republik oder des Kaiserreichs 250 Frcs. Jahrespension erhalten. Der Kaiser spricht weiter die Hoffnung aus, daß die Kammern diesen Vorschlag im patriotischen Sinne auffassen werden. Das Schreiben fährt weiter fort: In einer Zeit, in welcher über einen fortschreitenden Skepticismus so viel geklagt wird, ist es durchaus zweckmäßig, patriotische Hingebung zu belohnen und dieselbe der jüngeren Generation in's Gedächtniß zurück zu rufen. Durch das Auffrischen der großen historischen Erinnerungen belebt man den Glauben an die Zukunft des Landes und die Huldigung, die man dem Gedächtniß großer Männer erweist, ist eine Anerkennung der großen Offenbarungen des göttlichen Willens.

— In der gestrigen Sitzung der Legislative betonte der Kriegsminister gegenüber Picard die Nothwendigkeit, die großen Militärcommandos bestehen zu lassen. Das Kriegsbudget sei ganz normal, und es sei durchaus unnöthig, sich durch die Frage, ob eins in das Feld rücken solle, zu beunruhigen, da der ganze zweite Theil des Contingents beurlaubt sei. Uebrigens gestatte die Organisation, in 8 Tagen auf den Kriegsfuß überzugehen, ohne die großen Contingente einziehen zu dürfen.

Brüssel, Dienstag 13. April.

Das „Echo du Parlament" erklärt die Einzelheiten, welche die „Patrie" über die Basis der französisch-belgischen Unterhandlungen mitgetheilt hat, für unbegründet. Aus Seraing wird gemeldet, daß die Arbeiter sich allmälig zur Wiederaufnahme der Arbeit verstehen. Die Arbeitseinstellung ist somit als beendigt anzusehen.

— Der Zustand der Kaiserin Charlotte hat sich erheblich verschlimmert.

Politische Rundschau.

In der ersten Berathung des Budgets erläuterte Delbrück zu Beginn der gestrigen Reichstags-Sitzung den Etat, der als befriedigend zu bezeichnen ist. Twesten replicirt hierauf und bemängelt die neuen Steuern; er hält die Erhöhung der Matrikularbeiträge für unzweckmäßig und zieht die Uebernahme der Einkommensteuer und der Klassensteuer auf den Bund und deren eventuelle Erhöhung vor. Hoverbeck wünscht die Verweisung des Budgets an eine Commission, event. die Ernennung von Commissarien des Hauses für die einzelnen Etatsgruppen. Delbrück rechtfertigt die nöthige Erhöhung der Bundeseinnahmen und kündigt als demnächst einzubringende Vorlagen an: die Erhöhung der Branntweinsteuer, die Aufhebung der Portofreiheit und die Wechselstempelsteuer, und verheißt die Vorlegung der Etatsüberschreitungen für 1868 als rectificatives Budget. Er erklärt, daß die Matrikularbeiträge bedeutend mehr, als angesetzt war, betragen würden. Nach längerer Debatte über die geschäftliche Behandlung des Budgets lehnt der Reichstag die Anträge von Hoverbeck auf Commissionsberathung und Ernennung von Commissarien ab und beschließt die zweite Lesung im Plenum. Es folgt hierauf die Fortsetzung der Berathung über die Gewerbeordnung. Die Spezial-Commission für den Antrag Hagen, betreffend die Betheiligung des Militairs bei den Communalsteuern, nahm den Antrag Stephani an; nämlich 1) ein aus 3 Paragraphen bestehendes Gesetz: A. das militairische Einkommen der aktiven Militairs soll zur Hälfte von der Beitragspflicht zur Communalsteuer befreit, ferner die militairischen Menageanstalten sollen ganz davon befreit sein, B. andere Befreiungen sind aufgehoben, C. die Giltigkeit des Gesetzes datirt vom 1. Juli ab; 2) eine Resolution: enthaltend die Ablehnung des Antrages Hagen und die Erledigung der darauf bezüglichen Petitionen.

Zusammengefaßt mit der Etats-Berathung wird die Discussion der Marine-Anleihe. Von Rechts wegen müßten schon die Steuervorlagen da sein, denn ohne Einsicht in diese ist der Reichstag gar nicht in der Lage, über die Finanzen des Bundes ein richtiges Urtheil sich zu bilden. Man weiß nicht, wozu neue Steuern gefordert werden, wenn beim Etat auf sie nicht Rücksicht genommen wird. Macht sich der Reichstag über den Etat schlüssig, ohne zuvor die neuen Steuern mit in Betracht ziehen zu können, so ist er späterhin gar nicht in der Lage, die Steuern zu bewilligen. Läßt er die neue Marine-Anleihe zu, so verpflichtet er die späteren Reichstage zu Mehrbewilligungen auf viele, viele Jahre hinaus, denn mit der neuen Anleihe wird nur ein geringer Theil der Ausgaben gedeckt, die nach ihrem Flottenplan zu leisten die Regierung in Wirklichkeit vorhat. Und hat der Reichstag das Recht dazu, solche Beschlüsse zu fassen, die spätere Parlamente binden? Gewiß kann er thun und lassen, was er will, formell ist ihm das Recht dazu nicht im Mindesten zu bestreiten; nur fragt sich's, ob die Bewilligung politisch und finanziell zu rechtfertigen wäre? und das bestreiten mit uns recht Viele. Der Norddeutsche Bund macht Schulden über Schulden. Er will im Ganzen 17 Millionen Bundesobligationen emittiren, obwohl er 800,000 Thlr. weniger gebraucht. Diese 800,000 Thlr. repräsentiren allein den Coursverlust an der Anleihe. Preußen kannte früher solche Verhältnisse eben so wenig wie Sachsen, Braunschweig, Oldenburg und die übrigen Bundesländer. Seitdem Jahr für Jahr neue Anleihen auf den Markt kommen, sinken diese Anleihen im Werth. Das sind arge Mißverhältnisse. Und dazu kommen, mitten im tiefsten Frieden, neue Steuern. Der Reichstag hat eine wichtige, schwierige Aufgabe. Wir sind sehr neugierig darauf, wie er operiren wird. Die anfänglich angekündigte Taktik, die auf eine ziemlich starke Opposition schließen läßt, ist aufgegeben oder doch wenigstens stark modificirt worden. Einigt man sich nicht bald über ein gemeinsames Vorgehen, so behält der Bundesrath über Erwarten Oberwasser.

Die Verbindung des Nordens mit dem Süden ist seit 2½ Jahren um keinen Schritt vorwärts gekommen, ja seit einem Jahre, d. h. seit den Wahlen zum Zollparlamente im vorigen Jahre, ist eher ein Rückgang als ein Fortschritt darin bemerkbar gewesen. Die öffentliche Diskussion dreht sich dabei, wenn wir von der Konjekturalpolitik mit Krieg und Revolution absehen, immer um dieselben beiden Punkte, um die Bildung eines besonderen Südbundes und um den einfachen Eintritt der Südstaaten in den Nordbund. Die Erfahrung dieser beiden Jahre hat nun hinreichend gezeigt, daß beide Vorschläge, wie die Dinge jetzt liegen, nicht ausführbar sind. Der sogenannte Südbund, d. h. der Bund zwischen Baiern, Württemberg, Baden und dem halben Hessen-Darmstadt, hat sich in jeder Form als unausführbar sogleich bei der ersten Betrachtung erwiesen. Auch nicht über den ersten Anfang ist man mit den Berathungen darüber hinausgekommen, in welcher Form das Projekt auch vorgelegt sein mochte. Diese Thatsache ist um so bedeutsamer, als der Südbund an den süddeutschen Höfen immer sehr einflußreiche Vertreter gefunden hat. Die österreichische und französische Diplomatie und die nicht minder einflußreichen Vertreter des Partikularismus, der Aristokratie und des Ultramontanismus haben sich die größte Mühe mit dem Südbunde gegeben, weil sie damit die drohende Vereinigung des Südens mit dem Norden am besten bekämpfen und somit Preußen am besten die Spitze bieten könnten. Augenscheinlich hat sich die preußische oder, wenn man lieber will, die norddeutsche Bundesdiplomatie bei dem Betreiben des anderen Projektes, des Eintritts der Südstaaten in den Nordbund, auch eine Zeit lang in dem Irrthume befunden, die Sache würde sich machen, wenn nur der Süden tapfer darauf losginge. Denn nur unter dieser Voraussetzung hat man die badische Regierung, d. h. die in dieser Beziehung zugänglichste der süddeutschen Regierungen, dahin bringen können, daß sie unerschrocken und unbekümmert um die Drohungen und Warnungen auf dem Wege zum Nordbunde vorgegangen ist. Als

aber die gute Regierung alle Vorbedingungen, die ihr für den Eintritt gestellt waren, erfüllt hatte, als sie ihr Militär vermehrt und ihre Militärorganisation ganz in preußischem Sinne vollzogen hatte, als sie so zu sagen mit Sack und Pack wohlgerüstet am Thore des norddeutschen Bundes erschien, da mußte man ihr achselzuckend zu verstehen geben, daß sie sich übereilt habe, daß die Sache noch nicht so weit sei, ja daß man überhaupt noch nicht wisse, wie die Sache werden solle. Genug, die arme badische Regierung mußte vor der Thür stehen bleiben und muß sich glücklich schätzen, wenn sie sich durch ihren Eifer für den Eintritt in den Nordbund nicht gar zwischen Thür und Angel gebracht hat. Jedenfalls ist sie in eine sehr peinliche Lage dadurch gekommen, die sich in der inneren Politik auch schon als eine sehr gefahrvolle gezeigt hat.

Daß dieses Beispiel, welches an der Karlsruher Regierung geübt worden, für die anderen Südstaaten nicht besonders ermuthigend gewesen, ist begreiflich. —

Es wird neuerdings eine lebhaftere Agitation der polnischen Emigranten und ihrer Parteiblätter gegen Preußen bemerkbar. Ob dies ein Ergebniß der Coalition dieser Partei mit der der Welfen ist, oder ob man sich im Ernste Hoffnung auf einen Krieg zwischen Preußen und Frankreich macht, lassen wir dahingestellt sein; gewiß ist, daß die lügenhaften Nachrichten, die aus dem welfischen Lager stammen, in letzter Zeit getreue Varianten im polnischen Sinne finden.

Ein Gegenstand von europäischer Bedeutung ist in diesem Augenblicke das englische Budget. Daß England nach einer ohne jede Anleihe durchgeführten Kriegsexpedition, welche 9 Millionen Lstrl. gekostet hat, im Stande ist, die Steuerlast um mehrere Millionen Lstrl. zu erleichtern, muß in der That die Bewunderung und den Neid aller Nationen erregen. Während der französische Finanzminister nicht 250,000 Frcs. für hungernde Schullehrer übrig hat, während der deutsche Finanzminister wie Moses an alle Felsen klopft, um neue Steuerquellen zu entdecken, erzielt der englische durch eine geschickte Veränderung des Steuererhebungsmodus Ueberschüsse, die ihn in den Stand setzen, alle Klassen der Bevölkerung, von den Capitalisten bis zu den Droschkenkutschern zu erleichtern. Diese specielle Erfindung können wir ihm freilich nicht nachmachen, denn anderswo werden die Steuern bereits meist im ganzen und im voraus erhoben, aber könnten und sollten wir den Geist der englischen Finanzverwaltung, der darauf abzielt, die bestehenden Steuern durch wirthschaftliche Befreiungsmaßregeln ergiebiger zu machen, statt stets neue Steuern einzuführen. Dies Ziel müßte auch Herr v. d. Heydt ins Auge fassen, den wir oben den deutschen Finanzminister genannt haben, obwohl er es formell noch nicht ist. —

Locales und Provinzielles.

Danzig, den 14. April.

[Stadtverordneten-Sitzung am 13. April.]

Vorsitzender Herr Commerzienrath Bischoff. Als Magistrats-Commissarien fungiren die Herren Bürgermeister Dr. Lintz und Stadtrath Strauß. — Der Herr Vorsitzende theilt der Versammlung zunächst das Resultat des Jahres-Finalabschlusses der Kämmerei-Hauptkasse mit, welches eine Jahres-Einnahme von 610,080 Thlrn. und eine Jahres-Ausgabe von 619,085 Thlrn., also ein Defizit von 9005 Thlrn. ergiebt. Es folgt eine Nachbewilligung zum Etat des Stadt-Archivs pro 1868 im Betrage von 7 Thlrn. 26 Sgr. 6 Pf.; die Niederschlagung eines Kaufschoßrestes mit 11 Thlrn., welcher in Folge Verarmung des Restanten nicht beizutreiben ist; die Genehmigung zur Verpachtung mehrer Grasplätze bei Kneipab; die Genehmigung zur Ueberlassung eines kleinen Platzes der Radauneböschung beim Schwarzenmeere an den hiesigen Verschönerungs-Verein Behufs Bepflanzung desselben. Alle diese Gegenstände der Tagesordnung werden ohne Debatte erledigt, und folgt nunmehr als letzter Gegenstand die Vorlage des Magistrats wegen Aufnahme der Anleihe von 1,300,000 Thlrn. zur Deckung der Kosten für die Wasserleitung und das Wiebe'sche Canalisirungsproject. Magistrat schreibt der Versammlung: er habe bei Gelegenheit der Canalisations-Debatten das Bedürfniß einer Anleihe von 1,200,000 Thlrn. und deren Verwendung nachgewiesen. Angesichts der Möglichkeit, daß diese Summe aber nicht völlig zureiche und mit Rücksicht auf die an Hausbesitzer zu leistenden Vorschüsse sowie des projectirten Anschlusses der Außenwerke an den Wiebe'schen Plan habe er geglaubt, die Anleihe um 100,000 Thlr. höher veranschlagen zu müssen, und empfehle er, dieselbe auf 1,300,000 Thlr. festzusetzen. Dieselbe solle in Obligationen ausgegeben werden, welche, um leichter verkäuflich zu sein, auf den Inhaber lauten sollten, mit 5 pCt. zu verzinsen und vom Jahre 1872 ab mit jährlich 1 pCt. zu amortisiren sein würden. Gleichzeitig behalte sich der Magistrat eine Kündigung der jetzt noch umlaufenden Schuldobligationen vor. Die Ausgabe der Obligationen solle in folgenden Appoints erfolgen: 800 Stück à 1000 Thlr., 400 Stück à 500 Thlr., 750 Stück à 200 Thlr. und 1500 Stück à 100 Thlr. Die zu den Obligationen erforderlichen Stempel betragen $\frac{1}{12}$ pCt.; da dies bei den Appoints von 200 und 100 Thlrn. aber weniger als 5 Sgr. ausmacht, so fallen hier die Stempelkosten ganz fort und empfehle es sich daher, eine größere Anzahl dieser kleineren Appoints auszugeben. Der ganze Anleiheplan unterliege selbstverständlich der Allerhöchsten Bestätigung. Um die Geldbedürfnisse bis zum Eingang der Letzteren zu befriedigen, habe er (Magistrat) mit einem hiesigen Geld-Institut ein Abkommen geschlossen, wonach ihm dasselbe Vorschüsse zahle, deren Verzinsung mit 5 pCt. erfolge, falls nicht etwa der Bankzins auf einen höheren Satz steige, in welchem Falle ein solcher zu zahlen sein würde. — Herr J. C. Krüger spricht das Bedenken aus, daß der projectirte Anleihebetrag nicht ausreichen werde, falls es zu einer Canalisirung der Außenwerke komme. Diese Anlage solle ca. 60,000 Thlr. kosten, welche aus den laufenden Einnahmen wohl kaum gedeckt werden könnten. Es möchte daher wohl gerathen sein, von vornherein 60,000 Thlr. mehr zu beantragen, da er fürchte, daß nachher eine zweite oder eine Nachtrags-Anlage Schwierigkeiten haben würde. Hr. Bürgermeister Dr. Lintz erwidert darauf: Der Magistrat habe sich nur auf diejenige Summe beschränkt, deren Verwendung er nachweisen zu können glaube; es sei dies auch der Staatsregierung gegenüber wünschenswerth, da dieselbe zur Ertheilung ihrer Genehmigung einen detaillirten und motivirten Plan verlange. Stelle sich dann später ein Mehrbedürfniß heraus, so würde eine Nachtrags-Anleihe, die übrigens recht häufig vorkomme, keine Schwierigkeiten machen. — Herr Steffens wünscht zu wissen, ob gesetzliche Bestimmungen die Commune hinderten, ihre Geldbedürfnisse im Wege der Prämien-Anleihe zu decken. — Herr Dr. Lintz: Es existire darüber zwar kein Gesetz, indessen pflege die Staats-Verwaltung keiner Commune die Genehmigung der Prämien-Anleihen zu gewähren, auch seien in der Staatsschulden-Verwaltung die Prämien-Anleihen sehr selten geworden. — Eine weitere Debatte findet nicht statt, und da gegen die Magistrats-Vorlage auch kein Widerspruch erhoben wird, so erklärt der Herr Vorsitzende dieselbe für einstimmig angenommen und schließt damit die nur ca. 20 Minuten währende Sitzung.

— Der Baumeister Brown zu Rothebude am Weichsel-Haff-Kanal ist zum Königlichen Wasser-Baumeister daselbst ernannt worden.

— In der Montags-Versammlung des Handwerker-Vereins hielt Herr Lehrer Engler einen Vortrag über Entwickelung des Genossenschaftswesens. Demnächst fand eine Diskussion statt: über die Mittel zur Hebung der Gewerbe unter Zugrundelegung der Dr. jur. Schwabe'schen Schrift über diesen Gegenstand. — Die eingelaufenen Fragen wurden für die nächste Zusammenkunft vertagt, welcher die Herren Franz Dunker aus Berlin und Oelschläger aus Posen beiwohnen und wobei Letzterer einen Vortrag halten wird. Bei dem am Sonnabend, den 17. d. M., im Schützenhause stattfindenden Stiftungsfeste der „Gewerk-Vereine" wird der Handwerker-Verein durch eine Deputation vertreten sein.

— Das bisherige Salzfactorei-Gebäude in der Jopengasse No. 33 ist dem Königlichen ländlichen Polizei-Amte hierselbst überwiesen und wird jetzt umgebaut, um die Büreau's des gedachten Amtes aufzunehmen und dem Amtsvorsteher eine Dienstwohnung zu gewähren.

— Der dem Trunke ergebene Arbeiter Gottl. Frick hat sich gestern Nachmittag in seiner Wohnung Spendhausneugasse Nr. 12 erhängt, wie man glaubt aus Lebensüberdruß oder in einem Anfall von Delirium.

— Anekdoten vom Freiwilligen-Examen bilden einen stehenden Artikel, um die Unebenbürtigkeit unserer neuen Landsleute in den annektirten Provinzen darzuthun. Es melden sich aber auch in Altpreußen selbst junge Gelehrte als einjährige Freiwillige, um die uns Hannover und Schleswig-Holstein nicht zu beneiden haben. Folgender Fall wird uns als zuverlässig erzählt. Ein junger Landwirth aus Pommern stand neulich vor der Prüfungs-Kommission. Literaturgeschichte kam an die Reihe. Er wurde gefragt, ob er auch schon von griechischen Tragödien gehört habe. „O ja!" war die muthige Antwort. „Können Sie uns eine nennen?" — „O ja! Die Braut von Messina." — „Die ist ja aber von Schiller! Wie heißt denn die Periode der deutschen Literatur, der Schiller angehörte?" Der Examinator erwartete offenbar die Antwort: „die klassische." Der Examinand aber erwiderte mit ungeschwächter Herzhaftigkeit: „die poetische." Durchgekommen ist er natürlich nicht, obwohl er ein glänzendes Zeugniß der Einjährigen-Presse beigebracht hatte, der dieser Literarhistoriker seine Ausbildung verdankte.

— Die allgemeine Bestechlichkeit unter den Beamten unsres Nachbarreiches Rußland ist überall im Auslande sprüchwörtlich geworden. Aber nur der Eingeweihte kann sich den rechten Begriff davon machen. Sie zieht sich in der That wie ein tief fressender Krebsschaden durch das ganze ungeheure Reich. Vom Eismeer bis zum schwarzen und Caspersee, von der preußischen Grenze bis nach Kamtschatka ist Alles käuflich und bemüht, auf jede Weise Gewinn zu erpressen. Die treuen Beamten werden angestaunt wie weiße Sperlinge und gefürchtet, aber durchaus nicht gepriesen. Vom gemeinen Soldaten, der Bauern und Fuhrleute schindet und dem armen heimkehrenden Verbannten, auf dessen Sehnsucht nach der Heimath speculirend, den letzten Kopeken erpreßt, geht dies Treiben hinauf bis in die höchsten Kreise. Es ist klar, daß man es überall mit einem Schein des Rechts zu umgeben sucht, und dies täuscht oft den oberflächlichen Beobachter. Diese Scheinheiligkeit wird gar leicht gemacht durch die russischen Gesetze und Staatseinrichtungen. Wir wollen ein Paar Beispiele anführen. Man folge uns in einen russischen Grenzort mit einem Hauptzollamte. Die höhern Beamten haben zum Theil ein gutes Gehalt, aber es reicht nicht hin zu ihrer Lebensweise. Es gehört zum guten Ton, „daß ihre Frauen keinen Finger in's kalte Wasser stecken." Sie brauchen Köchin, Wirthschafterin, Erzieherin und Diener, die viel mehr kosten, als bei uns in Deutschland, weil sie nicht unter sorgfältiger Controle stehen und dies selbstverständlich gründlich benutzen. Außerdem ist es „Ehrensache", soviel wie möglich den Luxus und die Schwelgerei der adligen Russen nachzuahmen. Wo die Mittel hernehmen? Dazu hilft das russische Zollgesetz, dessen Zolltarif für Waaren allein einen ziemlich dicken Quartband füllt. Jede Waare muß genau besichtigt und nachgesehen werden, ob der Absender — der am Orte ansässige Spediteur — die Deklaration genau nach dem Tarif gemacht und das Gewicht nebst allen kleinen Nebensachen richtig bestimmt hat. Man braucht also nur ein klein wenig das eine Auge zuzudrücken, so sieht man in dem wollenen Gewebe keine Seidenfäden — wenn der Absender „reine Wolle" angegeben hat — oder man macht das Auge ein wenig schärfer auf und sieht sie, sieht wohl gar noch Blumen darauf. Jede Art des Sehens verändert den Kostenpunkt oft um mehrere hundert Rubel. Ja, wenn man zufällig nicht sehen sollte, daß ein Ballon Seidenzeug als Baumwolle, oder eine Ladung gemahlener Zucker als Gyps angegeben ist, so ändert dies die Sache auch um mehrere tausend Rubel. Man sieht also, daß mancherlei Dinge gemacht werden können und daß man namentlich mit leichter Mühe den Absender chicaniren kann unter dem Scheine des besten Rechts von der Welt. Daher „erwarten" die Herrn Beamten von den Kaufleuten anständige „Neujahrsgratulationen." Wehe dem, der diesen „Erwartungen" nicht entspricht. Oder man arrangirt prachtvolle Bälle in denen Champagner fließt und die feinsten Delikatessen und Confitüren nebst allerhand angenehmen Ueberraschungen den Damen verabreicht werden. Die Kosten werden in Bausch und Bogen berechnet und unter die Kaufleute vertheilt. Man fordert sie sehr artig zur Unterschrift auf. Nun, wenn sie wollen, mögen sie auch mit ihren Damen erscheinen. Aber unbedingt ist die Zahlung des Beitrags eine unerläßliche Sache. Man weiß sicher, daß Jeder ruhig zahlt — er müßte sonst am nächsten Tage bei der Revision auf dem Zollboden die Wirkung seiner Weigerung spüren. Zuweilen macht man sich auch bei solchen Bällen ein „launiges Vergnügen." Man ladet die wohlhabenderen, aber wenig gebildeten Juden mit ein. Die Kaftanträger fühlen sich besonders geehrt und erscheinen, nachdem sie wacker gezahlt haben. Wenn der Saal gefüllt ist, erscheint der allmächtige Direktor, klagt über „unangenehmen Knoblauchsgeruch" und läßt sie alle hinausschmeißen. „Der Bien muß." Es entsteht viel Geschrei, die Damen „amüsiren" sich herrlich, und die ganze Gesellschaft feiert den Ball in frohster Laune. Zur Decoration des Saals und der Nebenzimmer hat man von den reichsten Kaufleuten kostbare Teppiche, Spiegel und andre Sachen geliehen. Am andern Tage kommt der Befehl: Wer nicht bis zu einer bestimmten Stunde seine Sachen abholt, dem werden sie confiscirt. Probatum est! Noch vor der Zeit ist Alles gesäubert. Diese Themata werden von den kleinern Beamten auf die mannigfachste Weise variirt. Giebt es doch in der Welt Trauungen, Kindtaufen, Feste, Neujahr u. s. w. Wir laden Dich ein, lieber Freund, und — morgen ist die Revision Deiner Waaren! —

Gerichtszeitung.

Schwur-Gericht zu Danzig.

1) Am 15. Februar d. J. befanden sich die Arbeiter August Ehm, Karl Friedrich Wilhelm Fentroß Glasbrenner und Bigott im Bel'schen Schanklokal auf dem Bleihofe hieselbst. Fentroß bekam mit Bigott einen Streit, wobei er demselben einen Schlag in das Gesicht versetzte. Als sie das Lokal verlassen hatten, drehte sich Fentroß, der mit Glasbrenner voranging, um, schimpfte den Bigott, faßte ihn und warf ihn zu Boden. In Folge dessen kam Ehm, der mit Bigott zusammengegangen war, demselben zu Hilfe und trennte

Fentroß von ihm mit den Worten: „wenn Du jetzt nicht aufstehst, Fentroß, bekommst Du mit der Krucke vor den Kopf; ich bin auch kein fosiger Kerl.“ Hierauf lief Fentroß unter Zurücklassung seiner Mütze fort und kam nach einigen Minuten aus der Gegend seiner am englischen Damm belegenen Wohnung über Schäferei im Trabe zurückgelaufen, einen wuchtigen Borkenschäler in der Hand. Ehm, der die Mütze des Fentroß aufgehoben hatte, fragte ihn: „Karl, wo hast Du Deine Mütze?“ und reichte ihm dann dieselbe mit den Worten: „Hier nimm, hier hast Du Deine Mütze.“ In diesem Augenblick ergriff Fentroß mit der linken Hand die Mütze und versetzte mit der rechten dem Ehm mittelst des Borkenschälers einen Schlag über den Kopf, indem er ausrief: „Hier nimm, ich bin auch kein fosiger Kerl.“ Ehm stürzte in Folge des Schlages sofort zu Boden, wurde in das Lazareth geschafft und verstarb daselbst am 21. Februar, nach sechs Tagen. Die Sektion ergab eine 1½“ lange, weit klaffende Spalte des linken Scheitelbeins und eine daselbst bis tief in das Gehirn eindringende Verletzung, welche nach dem Gutachten der Sachverständigen den Tod des Ehm zur Folge gehabt hat. Fentroß ist geständig, dem Ehm die todtbringende Verletzung, aber nicht vorsätzlich, beigebracht zu haben; er behauptet vielmehr, daß Ehm ihn mit einer steinernen Krucke habe schlagen wollen und er — Fentroß — diesen Schlag mit seinem Borkenschläger abparirt hätte, wobei er dem Ehm am Kopf getroffen. Diese Behauptung steht indessen ganz beweislos da, hingegen ist festgestellt, daß sowohl Fentroß als die andern Personen mindestens angetrunken gewesen sind. Die Geschwornen sprachen das Schuldig aus und bejahten die Frage nach mildernden Umständen. Der Gerichtshof erkannte auf 5 Jahre Gefängniß.

2) Am 6. August v. J. kaufte der Rentier Adolph Märtens hierselbst von dem Handelsmann Hiller Frankenstein einen von Letzterm unter demselben Datum auf Joh. Jäger in Krakau gezogenen und mit dem Vermerk: „Angenommen Joh. Jäger“ versehenen Wechsel über 30 Thlr., nach 3 Monaten fällig; ferner am 18. August v. J. einen ebensolchen Wechsel auf Ed. Walter in Bohnsack gezogen und mit dem Vermerk: „Angenommen Ed. Walter“ versehen. Am Verfalltage wurden die Wechsel nicht eingelöst, und als Märtens an die als Acceptanten genannten Personen schrieb, stellte sich heraus, daß Joh. Jäger in Krakau den Annahme-Vermerk weder selbst geschrieben, noch durch Andere hat schreiben lassen, sowie hinsichtlich des Ed. Walter, durch eine Bescheinigung des Schulzen-Amts zu Bohnsack, daß daselbst ein Ed. Walter nicht existire. Frankenstein will den Wechsel am 6. August v. J. von Joh. Jäger in Krakau, denjenigen vom 18. August v. J. von einem unbekannten Manne mit dem Bemerken erhalten haben, daß Ed. Walter aus Bohnsack den Frankenstein bitten lasse, ihm Geld zu borgen. Frankenstein will darnach geglaubt haben, daß der Wechsel von dem ihm bekannten Gastwirth Walter in Bohnsack komme. Johann Jäger hat bekundet, daß er im Sommer v. J. dem Frankenstein zwei acceptirte Wechsel über 35 Thlr. und 40 Thlr. zum Verkaufe übergeben, daß dagegen der in Rede stehende Wechsel über 30 Thlr. ihm vollkommen unbekannt, und das Accept fälschlich angefertigt sei, sowie daß, als er, von Märtens zur Zahlung aufgefordert, sich zu Frankenstein begeben und ihn zur Rede gestellt, dieser ausdrücklich eingestanden habe, daß er aus Noth das Accept auf den Wechsel gesetzt. Hinsichtlich des zweiten Wechsels hat der Gastwirth Johann Jacob Walter zu Bohnsack, auf den sich Frankenstein berufen, bekundet, daß ihm das betreffende Accept vollständig fremd sei, sowie daß ein Eduard Walter daselbst nicht existirt. Es hat sodann eine Vergleichung der Handschriften des Frankenstein stattgefunden und sich die vollständige Uebereinstimmung mit derselben herausgestellt. Das Gutachten des Sachverständigen resultirte dahin, daß beide Wechselaccepte von der Hand des Frankenstein geschrieben sind. Bei einer in der Wohnung des Frankenstein vorgenommenen Haussuchung wurde ein Brief seines Schwagers, Händlers Ed. Guth, vorgefunden, der, an Frankenstein gerichtet, folgende Worte enthält: „Das ist der Dank für mein Guts, daß ich Euch das Geld geborgt und Hiller aus der Festung gerettet habe, wegen falscher Unterschrift ꝛc.“ Guth sagt zwar, daß sich diese Worte auf eine Darlehnsforderung seiner Mutter an Frankenstein beziehen, wegen welcher Letzterer zum Personal-Arrest hätte gebracht werden können, indessen ist diese Auslassung wenig wahrscheinlich, es geht daraus vielmehr hervor, daß Frankenstein mit Geschäften vorliegender Art nicht unbekannt ist. Aber auch die verehel. Frankenstein hat dem Criminal-Commissarius Göritz zugestanden, daß ihr Mann die Fälschung aus Noth begangen, und hinzugefügt, daß sie das Geld beschaffen würde, wenn ihr Mann nur freigesprochen werden könnte. Dagegen ist der von dem Frankenstein versuchte Entlastungsbeweis vollständig mißlungen. Die Geschworenen sprachen das Schuldig aus und bejahten die Frage, ob mildernde Umstände vorhanden sind. Der Gerichtshof erkannte 2 Jahre Gefängniß und 60 Thlr. Geldbuße event. noch 2 Monate Gefängniß und Ehrverlust auf 2 Jahre.

In der heutigen Schwurgerichts-Sitzung wurde der Hofbesitzer E. G. Ziemen aus Rostau von der Anklage des wissentlichen Meineides freigesprochen, dagegen wegen fahrlässigen Meineides zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die Pariser Karnevalsbälle.

(Schluß.)

— Man kann sich denken, daß Frau Galimard sich pünktlich einfand. Ihre Tochter begleitete sie, schön, kalt, gleichgültig, ein wenig melancholisch und — immer noch ohne Mitgift. Gegen zwölf Uhr unterhielt sich Frau Chamiseau sehr vertraut mit einem Herrn von Boisjoli. Signalement: fünfundfünfzig Jahr, vornehme, aber abgelebte Erscheinung mit den leichten Umgangsformen des Weltmannes.

— Nun, mein lieber Friedrich, wie steht's? fragt Frau Chamiseau.

— Bah, immer noch auf demselben Punkte; ich langweile mich zum Sterben; ich vergähne mein Leben, wie Chateaubriand sagt.

— Das ist sonderbar. Mit einem so schönen Vermögen, solcher Stellung in der Gesellschaft, und noch jung!

— O ja doch, noch jung! Schweigen wir davon. Eben erst habe ich wieder vierzehn Tage mit abscheulichen Rheumatismen auf meinem Sopha zugebracht und mich von meiner Haushälterin mit Flanell abreiben lassen.

— Das ist's ja eben! Sie haben Ihrem Junggesellenleben nicht rechtzeitig ein Ende gemacht. Wenn Sie verheirathet wären, statt sich mit einer häßlichen spitznäsigen Haushälterin zu plagen, so hätten Sie jetzt eine hübsche, sanfte, liebevolle Frau und würden Ihre Rheumatismen in Geduld tragen.

— Ja, was hilft's, jetzt ist's zu spät. Ich hab's mit drei jungen Haushälterinnen versucht. Die erste war ein Schelm und verschwand mit meiner Uhr und sechszig Louisd'ors, mit denen sie die Miethe bezahlen sollte; die zweite hat mir den Stuhl vor die Thüre gesetzt und sich verheirathet; in der Verzweiflung wollte ich die dritte selbst heirathen; sie war auch erst damit einverstanden, dann aber, nach einigem Nachdenken, erklärte sie mir schließlich, ich wäre ein zu langweiliger Mensch und sie hätte sich überdies in einen Andern verliebt.

— Das ist die Strafe. Weshalb wenden Sie sich auch an diese Spitzbübinnen? Weshalb suchen Sie sich nicht eine anständige Frau, die ihren Ruhm und ihr Glück in einer hingebenden Liebe sehen würde?

— Das alte Lied! ich kenne das! man sang es 1825 am Gymnase-Theater nach einer Melodie aus der „Vernunftheirath.“ Ich glaub's wohl, Frau Chamiseau, daß ich bei meinem Vermögen ohne Mühe eine kleine Bürgerliche finden würde, die sich in mein Hotel in der Rue de Courcelles verlieben könnte und mich, mit der sicheren Aussicht, mich zu überleben, heirathete. Aber das Geschäft würde für mich nicht sehr glänzend sein.

— Nun, wahrlich, Sie verdienen es nicht besser, als Sie es haben. Ihre Jugend und Ihre Ideale haben Sie im Verkehr mit Frauen von der schlimmsten Sorte verloren, und nun glauben Sie, es gäbe keine andern. — Und wenn ich Ihnen nun sage, daß hier, zehn Schritte von Ihnen, ein Engel von Güte und Sanftmuth sich befindet, ein junges Mädchen, das allerdings arm an Vermögen, aber reich ist an allen Schätzen des Herzens.....

— Schön, ich sehe sie schon. Ich will darauf wetten, daß es die junge Dame ist, die da eben hingaloppirt und ihr Haar wie ein durchgehendes Pferd seine Mähne schüttelt.

— Sie sind nicht recht gescheut; halten Sie mich denn für stumpfsinnig? Denken Sie, ich werde Sie der Familie Benoiton in's Netz führen? Glauben Sie, ich kenne das Elend nicht, das Sie da erwartete? Ueberdies dachte ich, als Sie hierherkamen, ebenso wenig daran, Sie als mich selbst noch einmal zu verheirathen. Nur als Sie mir Ihren Aerger anvertrauten, dachte ich daran, wie das Glück uns oft so nahe liegt, während wir es in der Ferne suchen. . . .

— Nun denn, was meinen Sie eigentlich?

— Blicken Sie einmal dort nach jener Seite, sehen Sie da neben ihrer Mutter das junge Mädchen, die Letzte, die den Kultus des heiligen Mousselin noch beibehalten hat? Die sieht doch wohl nicht so leichtfertig aus, wie?

— Nein, züchtige Haltung, jungfräuliches Aeußere.

— Und das Innere ist ebenso, mein Herr! Wie gefällt sie Ihnen?

— Sehr gut, gerade weil sie mit ihrer Schönheit keinen Lärm macht. Aber warten Sie, ich will nicht zu den verliebten Einfaltspinseln gehören; ich will selbst mit ihr sprechen, ehe Sie ihr nur ein Wort gesagt haben. —

— Herr von Boisjoli setzt sich also neben Fräulein Eulalie. Eine Anfangs etwas banale und verlegene Unterhaltung entspinnt sich unter ihnen. Nach Verlauf einer Stunde kommt Herr von Boisjoli zu Frau Chamiseau zurück.

— Nun, Sie Don Juan, was meinen Sie?

— Ich meine . . . . ich meine, daß dies ein reizendes Mädchen ist. Ihre Bescheidenheit und Schüchternheit, die Geist und Stolz nicht ausschließen, ist wahrhaft anbetungswürdig.

— Ah, vortrefflich! Sie sind ja ganz Feuer und Flamme.

— Hm, es ist sonderbar, aber gewiß, seit langer Zeit hat keine Frau auf mich einen solchen Eindruck gemacht.

Damit läßt Frau Chamiseau den Don Juan allein seine Perücke zurechtsetzen und seine Westenschnalle fester zuziehen und nähert sich den Damen Galimard.

— Nun, meine theure Frau Galimard, ich sehe, daß Sie meine Instruktionen gut befolgt haben.

— Vortrefflich. Eulalie hat sich wunderbar aufrichtig und vornehm benommen. Nachdem Herr von Boisjoli eine Weile um den Brei herumgegangen, rückte er endlich offen mit seinen Wünschen hervor und fragte meine Tochter, was sie darüber dächte. Ihre Antwort war wirklich süperb: Ich denke, mein Herr, Sie wollen mich auf die Probe stellen; aber, als ob es nun Ihr Ernst ist oder nicht, Ihr Vorschlag wird ohne Erfolg sein. — „Sie finden mich also zu alt?“ — Keineswegs, mein Herr. Ich selbst gestehe, obwohl meine Mutter die Schwachheit besitzt, mich für achtzehn Jahre auszugeben, ich gestehe Ihnen ohne Schwierigkeit, daß ich fünfundzwanzig bin — nach meinem Taufschein, und vierzig, wenn ich nach meinen Neigungen und meinem Charakter urtheile. Zu alt finde ich Sie also nicht, aber zu reich. Ich bin zu stolz, um von einem Mann sein Vermögen für einige sehr zweifelhafte Vortheile anzunehmen. — „Aber, mein Fräulein, erwiederte Herr von Boisjoli darauf sehr bewegt, soll das Ihr letztes Wort sein?“ — Ja, mein Herr, und dabei verbeugte sie sich mit einer Miene, die deutlich sagte, daß die Audienz zu Ende wäre. Herr von Boisjoli grüßte ebenfalls sehr verwirrt und zog sich ganz nachdenklich zurück.

— Meine Liebe, sagte Frau Chamiseau und küßte Eulalie auf die Stirn, Sie haben da eben Ihre Vicomtessen-Krone gewonnen; Herr von Boisjoli nämlich ist Vicomte, und wenn er Sie jetzt nicht heirathet, so können Sie zum Theater gehen. Die Moral der Geschichte ist, daß man nicht alle Männer mit demselben Köder fängt. Ich erkannte gleich, daß dieser Mann, der alle Geheimnisse der Aspasien und alle Schliche der Phrynen kennt, nur noch auf den heiligen Mousselin anbeißen würde. —

Sechs Wochen später kündigte der Vicomte von Boisjoli das Ereigniß seinen Freunden an.

— Ja, meine Herren, ich verheirathe mich.

— Sie haben also eine gute Parthie gefunden?

— Eine ganz einzige: ein bescheidenes Mädchen, die erst meines Vermögens wegen mich zurückwies. Sie ergab sich erst nach einer Verzweiflungsscene. Ich drohte, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen, und — Gott verzeih' mir's — ich glaube, ich hätte es wirklich gethan, so verliebt bin ich.

— Nun, und da warf sie sich endlich in Ihre Arme und gestand, daß sie Sie anbetet?

— Keineswegs; sie weinte und zögerte. Ihre Mutter und eine sehr achtbare Dame, der ich mein Glück verdanke, baten sie dringend, meinen Bitten nachzugeben. Endlich sagte sie mir mit einem Seelenadel und einem Stolz, der meine Leidenschaft noch erhöhte: Mein Herr, hier meine Hand. Ich sage Ihnen nicht, daß ich Sie liebe, denn erstens sagt eine Frau dergleichen niemals, und dann könnten Sie auch an meiner Aufrichtigkeit zweifeln. Was ich Ihnen aber schon heute sagen kann, ist, daß ich die höchste Achtung für Sie hege, und daß bei Frauen von meinem Charakter die Achtung der Weg zum Herzen ist. —

Hier schnäuzte sich Herr v. Boisjoli vor Rührung, und seine Freunde schnäuzten sich mit ihm, um ein Lachen zu ersticken, das den Vicomte leicht hätte enttäuschen können.

Dergleichen Heirathen werden in der Gesellschaft um die Karnevalszeit dutzendweise geschlossen und zu Ostern werden sie vom Civilgericht dutzendweise wieder aufgelöst.

Die Geschichte eines menschlichen Kopfes, welcher ohne Rumpf, ohne Körper geboren wurde.

Im Jahre 1783 wurde in Bengalen, unweit Calcutta, ein Kind geboren, welches sonst wohlgebildet war, dem aber auf seinem Kopfe ein zweiter Kopf angewachsen war, Scheitel gegen Scheitel. Dieser angewachsene Kopf hatte dieselbe Größe und bis auf die Ohren und den Unterkiefer auch die vollständige Ausbildung, wie der eigentliche Kopf des Kindes. Sein Hals endete in einer abgerundeten Geschwulst. Ernährt wurde der aufsitzende Kopf durch die Blutgefäße, welche vom eigentlichen Kindeskopfe zu ihm hinübergingen. Zum unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft wurde das Kind, etwa 2 Jahre alt, von einer Brillenschlange gebissen. Nur aus den zwei ersten Jahren kennt man also die Geschichte eines rumpflosen Menschenkopfes. Und wie war nun dessen Benehmen?

Mit dem Kinde, dem er gleichsam als Schmarotzer auffaß, zeigte er im Allgemeinen allerdings eine große Sympathie. Wenn das Kind schrie, verzog er seine Gesichtszüge auf ähnliche Weise und vergoß Thränen. Wenn es die Mutterbrust saugte, drückte er durch die Bewegungen des Mundes sein Wohlbehagen aus, und der Speichel floß reichlich. Wenn das Kind lächelte, nahm es daran Antheil. Die Beobachtungen eignen sich nun keineswegs, um daraus den Beweis eines selbstständigen Bewußtseins zu holen. Daß der Schmarotzerkopf durch jede gewaltsame Einwirkung sein Gesicht zum Weinen verzog, während das Kind selbst es kaum zu beachten schien, und daß ferner die Augen beider Köpfe in ihren Bewegungen nicht harmonirten, das könnte alles nur für ein selbstständiges Rückenmarkleben zeugen. Allein ganz entscheidend ist die durch wiederholte Beobachtung sicher festgestellte Thatsache: während das Kind schlief, hatte der rumpflose Kopf oft seine Augen offen; während das Kind wachte, schloß dagegen der rumpflose Kopf seine Augen häufig zum andauernden Schlaf. Ein selbständiger Wechsel des Schlafes und Wachens aber bezeichnet eben das selbständige Bewußtsein.

Zum Unglück für die Wissenschaft starb das Kind, bevor weitere und umfassendere Beobachtungen an ihm gemacht werden konnten; zum Glück für den rumpflosen Kopf starb es früher, ehe dieser noch ein klares Bewußtsein seiner Lage hatte gewinnen können. Wer sich in das Leben eines solchen Kopfes ohne Körper hineinzudenken vermag, der wird zugeben müssen, daß sein Schicksal das peinlichste und gräßlichste ist, welches man sich nur erdenken kann. Wohl hat man Recht, wenn man behauptet, Raphael würde der größte Maler geworden sein, der er war, auch wenn er ohne Hände geboren wäre; aber hätte er dann seine Kunstwerke schaffen können? Ein Mensch, welcher nur aus Kopf besteht, ohne Glieder, welcher sieht, hört und riecht, aber keine einzige Bewegung auszuführen vermag — dem zum Sprechen eben so wohl die nöthigen Sprachorgane als die Luft fehlen, und der sich daher genöthigt sieht, lediglich durch Ausdruck seiner Gesichtszüge seine Empfindungen und seinen Willen kundzugeben — mit einem Worte, ein Mensch, welcher seinen Willen hat und dem alle und jede Möglichkeit abgeschnitten ist, seinen Willen jemals zur Ausführung zu bringen, der auf die Gnade und Barmherzigkeit aller andern Menschen angewiesen ist, am meisten desjenigen, dem er gleich einer Schmarotzerpflanze aufsitzt, ein solches Individuum ist gewiß das unglücklichste der Welt. Für diejenigen, welche den philosophischen Standpunkt in übertriebener Weise festzuhalten suchen, und welche deshalb bei jeder Gelegenheit den Geist allein als werthvoll und wichtig anerkennen, giebt schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Existenz und ihre Qualen die schlagendste und überzeugendste Widerlegung. Sie lehrt uns den wahren Werth der realen Welt schätzen. Sie zeigt uns, wie nothwendig für unser irdisches Wohlsein das Zusammenwirken des Geistes und des Körpers ist.

Vermischtes.

— Das „Echo de la Lys" berichtet aus Bailleul (an der belgisch-französischen Grenze) folgenden Vorfall: Im Circus Brennett war der Löwenbändiger unwohl und konnte seiner Funktion nicht obliegen. Darüber große Verlegenheit in der Kunstreitertruppe. Die Löwenbändiger-Scene im Käfig gehört zu den interessantesten Punkten des Programms. In dieser Verlegenheit faßte der Circus-Director Brennett trotz aller Vorstellungen seiner Freunde die Peitsche des Löwenbändigers, öffnete den Käfig und trat ein. Anfangs spielte er seine Rolle so ziemlich gut, als aber der Moment kam, da er der Löwin ein Stück rohes Fleisch hinhielt, erwachte in dem Thiere der wilde Instinkt, und Herr Brennett, wenig vertraut mit der Uebung des Bändigers, bekam statt fest Stand zu halten, Furcht und machte einen Schritt gegen die Thür. Das war sein Unglück. Es folgte eine entsetzliche Scene. Dann zog man aus dem Käfig einige zuckende blutende Klumpen . . . es waren die Ueberreste des unglücklichen Directors.

— Wie man zu Zeiten auf amerikanischen Eisenbahnen fahren kann, hat, wie ein Journal aus St. Louis berichtet, eine Anzahl angesehener Herren aus Newyork erfahren, die während eines anhaltenden Schneefalls eine Tour auf der Union-Pacific-Eisenbahn machten. Auf einer Station kamen die Eisenbahnbeamten auf den originellen Gedanken, ein kleines Wintervergnügen zu veranstalten, das sie, einmal in die heitere Stimmung versetzt, trotz der Proteste der Herren Passagiere auf 10 Tage ausdehnten. Diese hielten deshalb ein Indignationsmeeting ab und telegraphirten an das Bahncomité nach Washington, von wo endlich der gemessene Befehl zum Weiterfahren eintraf. Unterdessen hatte sich der Schnee auf der Bahnstrecke in bedeutender Menge angesammelt, und diesen fortzuschaffen, überließen die Herren Beamten den Passagieren, während sie selber der Whiskyflasche nach Möglichkeit zusprachen. Endlich war das Werk vollbracht, die Passagiere hatten eine Strecke von 1000 Fuß aufgeräumt, und der Zug konnte weiter fahren. Da bemerkte der Locomotivführer, daß es mit seinem Kohlenvorrath auf die Neige gehe, und in Folge dessen fuhr er mit schwacher Dampfkraft in einen Schneehaufen, der bei regelmäßiger Kraft kein Hinderniß mehr gewesen sein würde, und ließ den Zug darin stecken. Jetzt mußten, wohl oder übel, die Passagiere aussteigen und die letzte Strecke ihrer Reisetour 90 englische Meilen zu Fuß machen. Halb verhungert und im schrecklichsten Zustande kamen die Passagiere, 200 an der Zahl, nach mehreren Tagen des Leidens in Saramié an, wo sie allen Eisenbahnen der Welt fluchend über ihr gemeinsames Vorgehen gegen die ihnen zu Theil gewordene schlechte Behandlung beriethen.

— In Arracan, einer britischen Provinz in Hinter-Indien, werden recht komische Sitten und Gebräuche gepflegt. Ein Schwiegervater darf mit seiner Schwiegertochter weder scherzen oder lachen, noch ihre Hand berühren. Wenn er ihr ein Glas Wasser, eine Cigarre oder sonst einen Gegenstand überreicht, muß er denselben vor ihr hinsetzen und dann nimmt sie ihn auf. Unternehmen eine ältere Schwester und eine jüngere Schwester mit ihrem Gatten eine Bootfahrt und die ältere Schwester fällt über Bord und ist dem Ertrinken nahe, darf ihr Schwager sie unter keinen Umständen mit seinen Händen retten, kann sich aber dazu eines Bambusrohres bedienen. Verläßt ein Mann sein heimathliches Dorf, heirathet in einem andern, und kehrt mit seiner Frau in gesegneten Umständen zurück, so darf das Kind nicht innerhalb, sondern außerhalb des Dorfes in einer zu diesem Berufe errichteten Hütte zur Welt gebracht werden. Stirbt Jemand am letzten Tage des Monats, so muß er sofort begraben werden, da Leichen nie bis zum Anfang des nächsten Monats unbegraben bleiben dürfen. Am Mittwoch darf kein Begräbniß stattfinden, ausgenommen es ist der letzte Tag im Monat. Sterben in einem Dorfe zwei Leute an ein und demselben Tage, der Eine Morgens und der Andere Abends, so muß der am Abend Gestorbene zuerst begraben werden. Ein Ausnahmefall findet nur dann statt, wenn zwischen den beiden Häusern, in denen die Todesfälle stattgehabt, zufälligerweise ein Fluß durch's Dorf fließt.

Markt-Bericht.

Danzig, den 14. April 1869.

Zu möglich unveränderten Preisen sind an unserm heutigen Markte 110 Last **Weizen** abgesetzt worden; wirklich ernstliche Kauflust war jedoch nicht bemerkbar, und nur eine neue Preisermäßigung würde vielleicht mehr Muth zu Unternehmungen hervorgerufen haben. Bezahlt ist: feiner hochbunter 131/32℔. fl. 500; hübscher hellbunter 133 . 130℔. fl. 482 . 480; guter 132 . 128/29℔. fl. 477½; bunter 130℔. fl. 465; gewöhnlicher 123℔. fl. 445 pr. 5100 ℔.

Roggen fester; 133 . 130/31℔. fl. 386 . 381; 132. 129 . 127/28℔. fl. 380 . 375; 127 . 126℔. fl. 372 . 370; 125/26℔. fl. 369 pr. 4910 ℔. Umsatz 50 Last.

Gerste matt; kleine 110 . 101℔. fl. 336 . 330 . 324 pr. 4320 ℔.

Erbsen unverändert; fl. 377½ . 350 . 300 pr. 5400 ℔.

Wicken fl. 393 pr. 5400 fl.

Blaue Lupinen fl. 276 pr. 5400 ℔.

Spiritus Rthlr. 14⅜ pr. 8000%

Petroleum ab Neufahrwasser Rthlr. 8¼ pr. 100 ℔. Br. u. bez.

Liverpooler Siedsalz ab Neufahrwasser unverzollt pr. 125 ℔. Netto incl. Sack: 18 Sgr. Br., 17½ Sgr. bez.

Heeringe unverzollt pr. Tonne: crown full brand Rthlr. 15⅜ Br., crown Ihlen Rthlr. 10 . 10¼ Br.. Großberger Original Rthlr. 4½ Br.

Steinkohlen doppelt gesiebte ab Neufahrwasser Rthlr. 14 Br. pr. 18 Tonnen.

Englisches Haus.

Ober-Amtmann Hagen n. Familie a. Sobbowitz. Kaufmann Beyersdorf a. Breslau. Capitain Hindson a. Hull.

Hotel zum Kronprinzen.

Die Kaufleute Angel a. Berlin, Michelsohn a. Graudenz u. Rosenberg a. Culm. Baumstr. Luckwaldt a. Schwedt a. O.

Walters Hotel.

Rentier v. Schmitkowski a. Schrimm. Die Ingenieurs Knorp a. Riga u. Paulsch a. Landsberg a. W. Zimmermstr. Maschke a. Marienburg. Kaufm. Müller a. Stuttgart.

Hotel du Nord.

Capitain v. d. Heyden a. Antwerpen. Die Kaufl. Kayser a. Sheffield, Henigs a. Stolp u. Lehmann a. Hamburg. Prakt. Arzt Dr. Kurau a. Posen. Rentier Fadenrecht a. Elbing.

Meteorologische Beobachtungen

13	4	341,97	+ 2,3	NO. flau, hell u. bewölkt.
14	8	340,99	2,4	W. do. bedeckt.
	12	340,41	6,6	W. do. do.

Bekanntmachung.

Es ist einer verdächtigen Person ein anscheinend gestohlenes mit D. gezeichnetes Tischtuch abgenommen worden und kann sich der unbekannte Eigenthümer desselben binnen 14 Tagen im Criminal-Polizei-Bureau, Hundegasse No. 114, melden.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Edwin Groening in Danzig.